

I. Rückblick und Ausblick.

Vom Herausgeber.

Wir sind in ein bemerkenswertes Semester eingetreten. Einmal können wir mit Dank darauf hinweisen, daß seit dem 23. Mai d. Js. bereits 15 Jahre verflossen sind, seitdem unter der Führung unseres Erlauchten ersten Schutzherrn des Fürsten zu Wied in Neuwied die Deutsche Kolonialschule gegründet wurde. Seit bereits 28 Semestern gehen junge kolonialfreundige Söhne unseres Volkes hier in Wilhelmshof ein und aus. Insgesamt sind es jetzt schon 650 junge Männer, die durch die Kolonialschule mit diesem neuen Kolonialberufe in Berührung gekommen und darin zum nicht geringen Teil durch sie gefördert sind. So kann auch schon eine recht erfreuliche Zahl unserer alten Kameraden auf gute Erfolge ihrer kolonialwirtschaftlichen Tätigkeit draußen zurückblicken. Wie erst dieser Tage hierher mitgeteilt wurde, gilt es doch schon in manchen Gebieten Afrikas unmittelbar für eine Empfehlung, durch die Kolonialschule hindurch gegangen zu sein. In unserem letzten Rechenschaftsbericht konnten wir demgemäß auch auf eine ganz stattliche Zahl von Anerkennungs schreiben angesehener kolonialer Gesellschaften und maßgebender kolonialer Kreise hinweisen.

Daß uns diese Errungenschaft, die wir nur gewonnen haben in stetem Ringen und Vorwärtstreben und unter schweren Kämpfen, nicht träge macht in satter Genügsamkeit, dafür ist gerade auch wieder der Beginn dieses neuen Semesters kennzeichnend. Denn wir haben uns wiederum bemüht, entsprechend den schon in voriger Nummer unseres Nachrichtenheftes in Aussicht gestellten Verbesserungen, neue Lehrmittel zu beschaffen und neue Lehrkräfte einzustellen. So wurde für die Unterweisungen in Handelskunde und Buchführung, verbunden mit dem Sprachunterricht, eine Dozentenstelle geschaffen und Herr Dr. Wenzel mit diesem Lehramt beauftragt; diesem Herrn liegt gleichzeitig noch die Prüfung des Rassen- und Bücherwesens unseres Geschäftszimmers ob. Ferner ist es uns gelungen, für das neueingerichtete Lehrfach für koloniale Maschinenkunde Herrn Diplom-Ingenieur Professor Freisler von der kgl. Baugewerkschule in Kassel zu gewinnen.

Die Zahl der Kolonialschüler ist in diesem Sommersemester auf 95 gestiegen. Dabei ist gleichzeitig hervorzuheben, daß wir, wie sich das auch schon in den letzten Semestern zeigte, die Ansprüche an die Vorbildung und Eignung für die hiesige Ausbildung und den kolonialwirtschaftlichen Beruf immer mehr und mehr zu steigern in der Lage gewesen sind.

Die Aemter in der Kameradschaft wurden in diesem Semester wie folgt besetzt: Ältester: von **Am s b e r g**; Sprecher: **G a r t h e**; Rassenwart: **G u r w i k**; Ehrenrat: **B l a n k e n h o r n**, **B ö n n e m a n n**; Beisitzer im Ausschuß: **B i n d s e i l**, **D i s s e l h o f f**, **K e l l e r**, **S c h a r f**; Stellvertreter im Ausschuß: **E r b**, **H a r s c h**, **S c h m i t t h e n n e r**. Zu Gruppenführern sind ernannt: Gruppe I: von **Am s b e r g**;

Gruppe II: Scharf; Gruppe A: Erb; Gruppe B: Schmitt-henner; Gruppe C: Harsch; Gruppe D: Düsselhoff; Gruppe P 1: Schneider; Gruppe P 2a: von Gustedt; Gruppe P 2b: van Eyken; Gruppe P 3a: Döhler; Gruppe P 3b: Fritsche.

Von den zu Ostern mit vollem Lehrgang abgegangenen Kolonialschülern sind die Kameraden Ahlert und Horn nach Deutsch-Ostafrika übergesiedelt, Bergholz und Marezoll nach Brasilien; Schönfelder nach Südwest, Knispel nach Kamerun, Ruz und Schmoelder befinden sich auf heimischen Gütern, wo sie bis zur Ableistung ihrer Militärdienstpflicht zu bleiben gedenken, um dann nach Ostafrika zu gehen, und Seifert genügt zur Zeit seiner Dienstpflicht in Chemnitz. Kamerad Hubrig verwaltert bis zum Herbst das Gut seiner Verwandten, um dann ebenfalls wieder nach Ostafrika zurückzukehren.

Diese Gruppe I hat bei ihrem Abgang in sehr dankenswerter Weise dem Laboratorium zu seiner weiteren Ausgestaltung den Betrag von 150 Mk. überwiesen.

Mit ihrem Besuche erfreut haben uns in dem zurückliegenden Vierteljahr die alten Kameraden Feldmann (hält sich zu seiner weiteren Ausbildung für das Lehrfach in Deutschland auf) Hagens=Togo, Fuchs=Kamerun, Trommershausen=Deutsch-Ostafrika, Hagenbeck=Südwest, Geisler=Kamerun (auf dem Wege nach Ostafrika) und Richter=Neu-Guinea

Natürlich ist auch für unseren Wilhelmshof die große, ernste Erinnerung der Jahrhundertfeier 1813-1913 bedeutsam und eindrucksvoll. Das Gedächtnis der großen opferfreudigen Zeit vor 100 Jahren, insonderheit der Stiftung des Eisernen Kreuzes am Geburtstag der unvergeßlichen Königin Luise wurde am Sonntag den 9. März wie im ganzen deutschen Volke auch in unserem Kreise durch eine ernste Feier gewürdigt. Dem Wunsche unseres Kaisers gemäß begingen darum auch wir diese Feier durch gemeinsamen Gottesdienst und ein „Te Deum“. Am das Gedächtnis dieses Tages fest zu halten wurde am Vormittag des 10. März selbst auf dem Außenhof eine Eiche („Eiserne Kreuz“) und auf unserem „Zollamtsplaz“ vor der Einfahrt zur Kolonialschule eine Linde („Königin Luise“) gepflanzt.

Zu einem weißevollen Akt gestaltete sich die Feier in der Kolonialschule anlässlich der 25jährigen Regierungszeit Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II., zu der die Vertreter der Staats-, Kreis- und Stadtbehörden, der verschiedenen Religionsgemeinschaften in unserer Stadt, der beiden Kriegervereine sowie eine größere Zahl von Freunden der Anstalt erschienen waren, die den festlich geschmückten Hauptsaal der Anstalt bis auf den letzten Platz füllten. Nach dem Vortrag der ersten Symphonie von Beethoven sang die Versammlung „Großer Gott, wir loben dich.“ Darauf betrat Herr Amtsgericht Drieffen das Rednerpult und wandte sich in einer längeren tiefdurchdachten Festrede an die Erschienenen.

Die Rede hob in einem Ueberblick über die großen Formen philo-

sophischer Weltanschauung den modernen Gegensatz hervor zwischen der Menschenwelt und ein wesensverwandtes Jenseits verbindenden Anschauung, und der sowohl aus bloß sinnlicher als auch kritischer Betrachtung folgenden reinen Diesseits-Betrachtung. Es wurde dargelegt, daß durch Jahrtausende das in Sinnenwahrnehmung und Glauben oder Intuition ergriffene umfassende Weltbild zu hochgemuter treuer Auszubildung und Übung der Seelenkräfte geführt habe, deren Spuren in den Großtaten der Kunst gezeigt wurden. An Goethes *Symbolum* und Richard Wagners *Sänge vom heiligen Gral in Monsalvat* wurde das Wesen seelischer Erhebung anschaulich gemacht, nachdem Worte Rudolf Cuckens als Frucht bloß diesseitiger Betrachtung den allgemeinen Widerstreit geschildert und die Unsicherheit über die Ziele des Lebens gekennzeichnet hatten. Ein Blick auf die christliche und vorchristliche Tugendlehre hob deren Wesen genauer hervor, und dann wurde in Anlehnung an Carlyles Reden über Helden und Heldenverehrung — der machtvollen Apothese des theokratischen und monarchischen Gedankens — das Wesen sittlich-geistiger Größe in den heldisch-genialen Eigenschaften „von Gottesgnaden“ — Begeisterungsfähigkeit und Pietät; Ernst, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit; Demut — aufgezeigt. — Der vertraute Anblick solcher Seelenart des Kaisers, bestätigt durch das Zeugnis seines Jugenderziehers, führte zu dem Schlusse: „Lassen wir die Tat unserer Verehrung darin bestehen, daß wir mit unserem Kaiser und König die Kräfte des Guten üben und in ernster, aufrichtiger Demut offen bleiben für die höhere Wirklichkeit des Geistigen, vor dem alle Menschen gleich sind mit Anwartschaft auf die Krone des Lebens.“

„Lassen Sie uns in echter, metaphysisch vertiefter monarchischer Gesinnung unseren Führer und Herzog, die einheitliche Verkörperung alles Hohen und Edlen grüßen mit dem Rufe: „Seine Majestät der Kaiser und König lebe hoch!“ —

Möge auch die nachfolgend abgedruckte Rede unseren Kameraden und Freunden draußen auf nationalem Vorposten dazu dienen, auch bei sich die Stimmung der ersten Jahrhundertfeier lebendig und wirksam werden zu lassen.

In gleichem Sinn und Wunsch weise ich auch hin auf den Aufruf für den Bismarckturm.

*

*

*

1813

Rede zur Jahrhundertfeier

Gehalten in der Kgl. Kunst-Akademie zu Düsseldorf
von Professor Dr. Heinrich Kraeger.

10. März 1913.

Noch ehe dieses Jahr des Gedenkens gekommen war, — schon vorigen Herbst wurden in gewissen Zeitungen Klagen und Beängstigungen laut über die Jubelei und den „Patriotismus“, den 1913 im deutschen Volke entbinden würde. — Hat doch in der Tat fast

jeder Tag dieses Jahres an irgend was besonderes zu erinnern, nicht bloß der 18. Oktober, jene große Leipziger Messe, die mit Napoleon endlich Schluß machte, und der 10. März, wo am Geburtstag der verstorbenen Gattin, der milden Königin, der König von Preußen das Kreuz stiftete, dessen Schmucklosigkeit die eiserne Zeit bedeutete! Es liegt ja noch heute auf jedem Stückchen deutschen Bodens von Tilsit bis Gaub, von Kolberg zur Raxbach wie eine Ahnung derer, die einst den Bund mit der Heimat feierlich und blutig besiegelte haben; ihr Geist blieb wie nach Wiedergeburt verlangend auf der Stätte ruhen. Heil unseren Ahnen! —

Man kann eigentlich nur in Dithyramben von 1813 reden; so einheitliche Willenskundgebungen eines ganzen Volkes haben für alle Zeiten etwas Forttreibendes, Aufrüttelndes, Berauschesndes. 1813 war ein Bekenntnis zu den unsichtbaren Kräften, die im Deutschen schlummern und der Stunde warten; und der Wert des Bekenntnisses wird keineswegs dadurch geschwächt, daß es uns gleichsam erst in der Not abgepreßt wurde. 1813 hat was Wildes und war doch höchste Vernunft, die sich aber mit aller Furchtbarkeit der Natur äußerte — wie es auch nur die großen Wogen auf dem Meere sind, die heftig schäumen.

Und wenn wohl die klassisch Gebildeten unseres Volkes sich Sätze römischer Schriftsteller in ihr Schulgehirn prägen — so müßten in Stein gehauen und in die Seele jedes Deutschen, uns klassisch Gebildeten eingeschlossen, die Leidens- und Leitmotive des Volkes aus dem Jahre 13 versenkt werden, das Wort des Königs, daß „ehelos der Preuße oder Deutsche nicht zu leben vermag“, Yorks: „Jetzt oder nie“, Fichtes: „Nicht siegen oder sterben soll unsere Lösung sein, sondern siegen schlechtweg!“ und Körners: „Klein ist die Schar, doch groß ist das Vertrauen“ — Worte, die wie Hammerschläge hallen, bis zu jener Inschrift: „Gold gab ich für Eisen“, was doch aller Moral im Märchen dieses Lebens ins Gesicht schlägt, denn man gibt im allgemeinen gerade umgekehrt am liebsten welches Laub, Abfall und Talmi hin, um bares Geld dafür einzulassieren. Aber das Hochgespannte jener Zeiten, denen man eben mit so schönen Dingen wie Philistertum und sattem Kapital nicht gerecht wird, war keine Ueberspannung.

Merkwürdig, daß für all dies gerade eine Frau im vorigen Herbst die rechten Worte gefunden hat: Frida Schanz, die einst den Studenten zu Bonn fröhliche Becher mit Reimen kränzte, hat mit Strophen, einer Beleda würdig, die Mitternachtsstunde dieses Jahres eingeseget:

„Wächter, rufe nicht zwölf, — Ruf es hat Dreizehn geschlagen:
Deutschlands große, kettenzerreißende Rahl.
Dreizehn, das Jahr mit den heil'gen Erinnerungstagen,
Die gewaltige Dreizehn aus Blut und Stahl!

Gelbengeister blitzen uns an. Mit stillen Zügen
Tragen Frauen Vilien durch Brand und Blut.
Wenn alle Uhren statt Zwölf doch heut Dreizehn schlägen,
Zum Gedächtnis fließendem Ahnenblut!

Dreizehn! Wecke noch einmal die großen, teuren
Namen auf! — Sing' von zertretener Schmach!
Stellt die Neujahrsfackeln zu lodernden Feuern
Heut zusammen! Denket der Dreizehn nach!

Welternst, berghoch lasset ihr Denkmal ragen!
Glockenpsalmen, schwellet von Berg zu Thal!
Wächter, rufe nicht Zwölf! — Denn es hat Dreizehn geschlagen:
Deutschlands große, vaterlandsschaffende Zahl.“

Das Jahr 1913 wird, wenn uns das Schicksal wohl will und nur noch ein wenig Zeit läßt, nicht voll jenes öden Jubels und „Patriotismus“ sein, der in der Phantasie fremdgeborener Zeitungsschreiber spukt, sondern ein Jahr der Besinnung und Selbstachtung. Es gibt ja überdies kaum ein Volk auf dieser Erde, das im allgemeinen so wenig Stolz auf sich wäre, wie das deutsche, und das seine Bescheidenheit, wie ein ungeschickter Handlungsreisender, oft bis zur Lächerlichkeit zu übertreiben verstünde. Ja, wie bei uns schon der unangenehm auffällt, der mal was Alldeutsches in seinen Worten riskiert — über solchen Grad von Liebe und Begeisterung zum Vaterland, wobei es doch nur ganz leise von Schwertern kllirt, verlieren alle anderen Völker, wenn unter sich, überhaupt kein Wort. Nur ein Trost, dies unter pari gilt nur für den Alltag, für die Zeit des Friedens, wo wir Deutschen uns zu Haus halten, Zipselmützen und andere Bequemlichkeiten lieben und wie der Kater im Dunkeln jene wunderbaren großen Augen machen, in die man nur mit Mühlung hineinschauen kann. Ob aber unter dem Nachtwächter mit Tuhorn und Bieße nicht ein Ritter steckt, der einmal rasch aufstehen, alles abwerfen und sehr kräftig bei Tage um sich schlagen kann, in dem einen Wunsche Klopstocks: „Deiner wert zu sein, mein Vaterland?“ Wer weiß! Vielleicht kann sich das deutsche Volk den Luxus erlauben, sich scheinbar wegzuworfen, weil es sich jeden Augenblick wieder aufheben kann. —

1812, das war der letzte Trevel Bonapartes, der Zug nach Rußland!

Wochte es auch für die Erhaltung seines Raubkaisertums nötig sein, die Herrschaft bis in den fernsten Osten wie zur Abründung der Bilanz auszudehnen; und mag man diesen Mann geschichtlich und medizinisch verstehen lernen, den eine Grille der Natur mit ungeheurem Verstand und Geschäftswillen ausgerüstet, aber um alles Gefühl verkürzt hatte, — Verstehen ist niemals Verzeihen! Wir müssen ihn und die Weltgeschichte mit deutschen Augen ansehen und dürfen die Millionen Toten nicht vergessen, die er unserem Volke gekostet hat. Allein im Heere, das nach Rußland zog, mußten 200.000 Deutsche mit; man weiß nicht genau, wie wenige wiedergekehrt sind, Reste von Menschen, stumm und blind von dem Schrecklichen, das sie gesehen und erlebt, bis dann nach und nach die Einzelheiten des russischen Dramas bekannt wurden. Mit einer Duvertüre, wie sie nur Bonaparte zu spielen verstand, fing es im Juni glänzend an, mit der Heerschau in Ostpreußen, als sich die große Armee der europäischen Völker, bunt wie zu Kirmes oder Karneval, über die Grenze wälzte. Aber gleich im ersten Akt trieben

drüben die Dämonen, die Napoleon herausgefordert, ihr Spiel: sie stiegen aus den Sümpfen der Erde und überfielen das Heer, das sich bis Moskau durchkämpfte, wo das Schauspiel beim Einzug in die Zarenstadt seinen Höhepunkt erreichte. Dort verschwor sich ein anderes Element gegen Bonaparte, und eine Stadt in Flammen hat den Rückzug und den Umschwung der Handlung ins Tragische beleuchtet.

Mitte Oktober zog man wieder aus Moskau ab, dieselbe Straße zurück, umschwirrt von Feinden, die den Antichrist und seine Scharen am liebsten gefoltert hätten, — immer in Gefechte verwickelt und doch noch am Leben, bis nach Erde und Feuer auch das dritte Element den Krieg erklärte, bis aus der Luft die Todeskälte sank und ganze Lager unter Schnee begrub. Und wenn je einmal mildernde Umstände eintraten, sie haben ihnen nur noch mehr Verderben gebracht: ein paar Tage Tauwetter dazwischen lösten das Eis der Beresina, und vor dem Feinde und ohne Mittel mußten nun die Brücken geschlagen werden, über die das gehetzte Wild so drängte, daß alles Ueberhängende zu beiden Seiten in die Fluten fiel. Und nach diesem Schelmenstück des Schicksals: wieder furchtbarer Frost, daß Brigaden nur so verschwanden oder zu Kompagnien wurden; mit einem Stecken in der Hand schreitet der Kaiser mit den Generalen dahin, — dumpf und ohne Laut schleicht die kleine Armee nach, nur die Straße knirschte, auf die man trat, und die Winde fangen, — Mann, Roß und Wagen durcheinandergewürfelt, bunt vor Schägigkeit und Elend, der Aschermittwoch napoleonischer Herrlichkeit, wo den Pferden bald lebend von ihren toll gewordenen Reitern die Eingeweide herausgerissen und das Blut dampfend den Andern entfogen wurde. Denn was lange Geschlechter, was gütige Sonnen Freundliches, Sittliches im Menschen hatten aufzueimen, wachsen und reifen lassen, das fror und erstarb in diesen Kämpfen ums Dasein, die den Menschen dem Wolf gleich machten, der ihren Zug umkreiste. Und wie in der Wüste die Fata Morgana vor dem Verschmachtenden, so leuchtete den Wandermatten über dem Schnee Smolensk und Wilna entgegen, die vielgelobten Städte, die aber nur noch fürchterlichere Kämpfe und Seuchen besahen, — bis endlich die Letzten sich nach Deutschland gerettet haben und der Vorhang über dem fünften Akt der Leichenfelder und Krankenhäuser Rußlands herunterschnurrt.

. . . Dieser Zug bildet in der Odyssee der Menschheit den 11. Gesang, die Nekyia, die Fahrt in das Totenreich. Was nur je die Phantasia aller Zeiten und Zonen an Leiden ausgegrübelt hat, die aber ein dichterischer Geist warmherzig wenigstens jenseits dieses Lebens verlegte, dahin, wo man gestorben ist, — Hunger und Durst im Hades der Griechen, die Feuerqualen christlicher Hölle, und die Eisströme der nordischen Vergeltungslehre, die Sagen von den scheußlichen Opfern des Molochs, das haben diejenigen, die nach Rußland mußten, nicht das eine allein und nicht einer allein, sondern alle und alles zusammen, noch vor ihrem Tode lebendigen Leibes erfahren müssen. Sie sind vor Kälte gefühllos halb in die Wacht=

feuer gefallen, bis die Glieder schwälten, über den Müden sind die Häuser, wie der Hunnen-Palast über den Burgunden des Nibelungenlieds, flammend zusammengefallen, von kalten Fluten wurden sie davongespült, und Teufel in Menschengestalt haben ihnen in Wilna noch die paar Knochen im Leib zerbrochen, die bis dahin heil geblieben waren. Man soll die Briefe und Berichte über das Rußland 1812 nicht aus falscher Empfindsamkeit beiseite schieben, im Gegenteil, ein mal muß sich jeder von uns gründlich damit beschäftigen. Mann und Frau, nicht bloß in der Neugier des Vivisektors, was und wieviel eigentlich Menschen zu dulden imstande sind, sondern in der Absicht, aus dieser Geschichte endlich lernen zu wollen. Dann erst ist nichts vergebens erduldet, sind unsere Brüder nicht umsonst gefallen, und 1812 steht wie eine Warnung vor jedem einzelnen und vor dem Volke, um Entschlüsse zu veranlassen, die einer Wiederholung solcher Schicksale vorbeugen.

Wir aber sollen aus jenen Zeiten behalten, was es heißt, wenn Barbaren im Lande hausen, wenn man keine Rücksicht mehr auf uns zu nehmen braucht, und wir nicht nur wie Luft, sondern der Erde gleich behandelt werden, darauf man herumtrampelt; was es heißt, wenn ein fremder Abenteurer uns schießt, wohin er will, was Niederlagen kosten, in die wir am Ende noch als Vasallen-Truppen hineingerissen sind. Als dem Finanzier Daru die Preußen was über die ungeheuren Rechnungen Bonapartes vorseufzten, sagte er, man glaube gar nicht, was ein Land alles aushalten könne. Es ging damals aus dem verarmten Reiche der 16fache Jahresbetrag der gesamten Einnahmen des Staates nach Frankreich ab: eine Milliarde und 129 Millionen Franken in zwei Jahren. Ja, Preußen hat allerlei ausgehalten. Heute ist niemand mehr am Leben, um mit zitternden Lippen davon zu erzählen; die Urgroßeltern sind weggestorben. Wir Männer aber sollten unsere Kinder und Frauen die alten fürchterlichen Erfahrungen nicht wieder neu machen lassen. Das ist die einfache nüchterne Moral des Winters von 1812/13, ja der ganzen jammervollen Zeit bis 1805 zurück: uns beizeiten einzurichten, so stark zu sein, daß uns niemand diese Erde und unser Land, den Garten Gottes, zur Hölle machen kann. Wir Deutschen dürfen auch die übrigen Bewohner des Erdballs beileibe nicht nur nach uns abschätzen; wir zwar werden Kriege ritterlich führen und bei jeder unangenehmeren Maßregel und Beizreibung womöglich erst Konzil und Völkerrecht um Erlaubnis fragen, wie es der Franzose Constant unseren Kriegern 1815 bestätigte: „Die Preußen haben das menschliche Angesicht wieder zu Ehren gebracht.“ Es würde auch, wenn Preußen-Deutschland einmal bewußt an die Eroberung der Welt ginge, etwas sehr Ordentliches, auch für die Eroberten dabei herauskommen: Organisationen, die uns den Herrschern und ihnen als Beherrschten erst die rechten menschlichen Lebensmöglichkeiten schufen. Wilde Naturkräfte würden weise gezügelt, aber nie so mißbraucht werden, wie es einst die Spanier und andere mit dem jungen goldreichen, armen Amerika taten. Unsere Offiziere sind Offiziere, das weiß

ich genau: aber daß fremde Herren gern unsere Henker wären, wenn sie erst die schwarzen Orden mit der richtigen Gebrauchsanweisung zur Rassenmischung über die Vogesen geführt und — Slaven und Gelbe über die Weichsel gesetzt haben, bezweifle ich erst recht nicht.

Bonaparte hatte, sobald er merkte, daß der Feldzug verloren war, sich als Erster mit Ratteninstinkt von dem sinkenden Schiff gelöst. Kein deutscher König hätte sein armes Heer so allein gelassen, und das Wort Friedrich Wilhelms III. an sein Volk ist keine Redensart: „Der König bleibt stets mit Euch, mit ihm der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses.“ Aber Napoleon riß aus wie der Dieb in der Nacht, von Rußland über Sachsen nach Paris, wo jenes entsetzliche 29. Bulletin im Moniteur erschien: „Die große Armee ist vernichtet, aber die Gesundheit seiner Majestät ist niemals besser gewesen“; tags darauf, am 18. Dezember, zog der Imperator wohlbehalten in den Tuileries ein. Daß die paar deutschen Soldaten, die — sie wußten selber nicht wie — glücklich aus Rußland entronnen waren, sich nachher bei Wein und Weib wieder erholten, ist begreiflich, nicht aber, daß dem Bonaparte unter dem Schrecklichen, das er veranlaßt, für neue Auflagen noch Lust und Besinnung blieb. Etwas Schwermut und ein römisches Ende wären würdiger gewesen. Aber ihn hatte im Grunde nichts an die Menschen gefesselt, die er ausgehoben, an die Maschinen, die nun rosteten. Kein Herzog in jenem deutschen, volksverantwortlichen Sinne, der von Bluts und Adels wegen nicht anders kann, als Treue mit Treue vergelten, — blieb er auch hier der Plebejer, dem fürstliche Pflichten nicht angeboren waren und der Zeit seines Lebens nichts dazu gelernt hatte.

Gibt es im 18. Jahrhundert einen tieferen Gegensatz unter zwei Volkstentern, als zwischen Bonaparte und Friedrich dem Großen, zwischen dem preußischen König im Norden, dem ersten Diener, dem besonnenen Erhalter seines Staates und — jenem Briganten aus dem heißen Korsika, der sich willkürlich in Frankreich festgebissen hatte, um von da aus alles andere zu würgen; er, der unruhige Bedienstete seiner eigenen Selbstsucht, der Mann des Krachens und des Unfiegens, der Sproß der Revolution, der aus den Hölzern der alten Throne sich einen neuen unförmlichen Stuhl, ein Riesensappartement zurecht machte, das keine 13 Jahre hielt. Der kleinen Selbstsucht — sie ist immer klein und begrenzt — in Bonaparte antwortete die große Liebe in dem Freiherrn von Stein, und dem Reich, das jener schnell zusammengelesen und kartenhaus- und augenblicksmäßig aufgebaut hatte, stellte sich das Volk der Preußen entgegen, das, erst nur der grüne Keim zu einer künftigen Weltmacht, alles auf Entwicklung und Geschichte begründet hatte. Es war nur ein uralter Kampf, der zwischen dem Staat Friedrichs und Napoleon ausgefochten wurde: Wotan hier, Surtur dort, und als hätte die Gdda diesen Feuerdrachen vorausgeahnt, war auch Napoleon sieghaft zuerst in dem Streite, bis er überwunden ward von den Kindern und Söhnen der Götter des Lichtes. Denn an

uns ist er zugrunde gegangen: „Und juchheirassassa! Und die Preußen sind da!“ — daran haben Mr. Wellington, der russische Zar und Franz, der österreichische Erzhiegevvater, keinen Buchstaben ändern können. „Ever the Prussians“, klagten die aufrichtigen Engländer, weil ihnen wenig genug zu tun geblieben war, nur der Kehraus — den eigentlichen Tanz hat Preußen aus seiner Tasche bestritten.

Lassen wir die Männer einmal vorüberziehen, die zu jener Zeit im Innern Deutschlands obenan standen: Goethe und Schiller, zum ersten Mal in der Welt wieder ein paar Kerle, die selbst neben Shakespeare sehenswert waren; Heinrich von Kleist, an Bedeutung für die Zeit gemessen, noch über den Beiden stehend, hatte schluchzend Preußens Schicksal gesungen und in seiner Hermannsschlacht eine Mut, wahrhaft bachantisch und urgewaltig in ihrem gerechten, zügellosen Haffe, zum Klingen gebracht. Seine Pieder aber künden voll unsagbaren Wohltauts auch wieder das Heiligste, Sittlichste, mit einer künstlerischen Liebe und Kraft, die Höchstes und Gedanklichstes doch Herz und Sinnen nahezubringen weiß. Kleist ist damals nicht weit gehört worden, aber er wird noch gehört werden, denn für seine Strophen, — die eigentlich auf jeden passen, der uns übel will, — kommt erst die Zeit; und hinter diesem ernstern Mann, den das Geschick vorzeitig zu Tode quälte, der aber auch Verferker sein konnte, — der Jüngling Körner, der seinen 22 Jahren an Tönen abgewann, was nur solche Jahre zu geben vermögen und der dann heiter in der Lükowischen Jagd gefallen ist, — in einem Opfer, über das hinweg er sich nicht mehr hätte steigern können. 1810 ist die Universität Berlin gegründet worden, um, was man an physischer Macht verloren, von innen wieder zu ersetzen. Und als Erster hat dort Fichte mit gelehrt, vor dessen strahlendem deutschen Wort noch heute alles Schwächliche im Gemüte schmilzt. Des preußischen Philosophen Kants aufbauende Gedanken hat der Freiherr von Stein ins Leben übersetzt: Jeder sollte nun außer für sich und die Seinen sich auch um das Ganze kümmern, es im Kriege mit der Waffe schützen und im Frieden mit verwalten lernen. Stein sah im Staat den einheitlichen abgeschlossenen Organismus, dessen Gesamtwohl mit dem der Einzelnen zusammenfällt, wo jeder an seiner Stelle für sich und das Ganze zu wirken hat. — Das und noch mehr sind die bedeutenden Männer, alle eine Welt für sich, verschieden, eigenartig, aber alle gerichtet nach einem einzigen Mittelpunkt, nämlich auf uns zu, auf die Zukunft dessen, was damals Gegenwart war. „Seid Eurer Nachkommen eingedenk,“ so hatte Friedrich Wilhelm gemahnt. Da liegt die Verbindung zwischen ihnen und uns und die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, den Ruf auch unsererseits zu erhören, der auf der Wanderung von Geschlecht zu Geschlecht jetzt glücklich hier angelangt ist.

Die Taten jedes einzelnen dieser Männer sind so reich, daß es nicht bloß unsere Schulen, daß es unser Leben füllen müßte. Wir haben nicht nötig, Sinn und Sitte an den wenigen Größen fremder Länder zu nähren, wo sie bei uns so dicht wie Korn auf

dem Felde stehen. Auch Bonaparte hat in Deutschland nichts zu suchen, trotz der vielen neuen und betriebsamen Bücher über ihn. Man beschäftigt sich doch mit dem Orkan nachher nur wissenschaftlich, liebt ihn aber wegen seiner Zerstörung nicht. Freilich, Bonaparte hat mit manchem bei uns wohlthätig ausgeräumt, mit viel Kläglichem und Unfreiem, Lüge und Kriecherei; mit der Armseligkeit, darin so manches seit Friedrich dem Großen in Preußen und Deutschland verkommen war: *Morituri te salutant*. Nach 1811 und 12 unterstanden viele der geflüstert verbreiteten Meinung, daß er eben nicht abzuschütteln und die Teilung der Welt erledigt sei. Goethe, nicht der Dichter, sondern der mehr als 60jährige Minister eines Kleinstaates, redete sogar noch im April 1813 irre, er fand den fremden Gefängniswärter, den er von Erfurt her persönlich kannte, zu groß: „Schüttelt nur an Euren Ketten, ihr werdet sie nimmer zerbrechen.“ Freilich hat Bonaparte das Deutsche Reich, das wie eine Platte voll Tropfen mit unzähligen Fürsten und freien Städten politisch gesprenkelt war, so verb angestoßen, daß schon damals an den Ecken und Enden viele Dämpel zusammenrannen. Er hat auch Aussichtspunkte angelegt und allerhand Straßen gebaut, um besser in Deutschland herumzumarschieren. Auch wie das Weltbürgertum aussieht, von dem sie so viel geschwärmt, hat er den Deutschen mit verblüffender Deutlichkeit gezeigt, so daß sie von dem schönen Wahn für alle Zeiten genasen. Er hat uns geschoren und den Zopf des 18. Jahrhunderts so kräftig abgerissen, daß Lappen und ganze Stücke Haut mit davonsflogen. Aber alles das ist kein Grund zur Verehrung. Wenn wir Altäre bauen, dann für die Freiherrn von Stein, Scharnhorst, Bülow, York, Blücher, Fichte und Gneisenau: da sind die Götter.

Wenn Friedrich Wilhelm III. all diese Feuergeister um sich her gelegentlich mit Sorgen sah, so war er sich bewußt, daß es im Frühling 1813 um Sein und Nichtsein seines Hauses und des gesamten Volkes ging, dafür er Gott verantwortlich war. Er hat lange bedacht, zum letzten Krieg zu schreiten, der bei unglücklichem Ausgang für das verbündete Oesterreich und Rußland nur eine Niederlage mehr, aber für Preußen und Deutschland der Todesstoß gewesen wäre. Das viele Unglück, seit 1805, hatte ihn noch bedenklicher gemacht; so setzte er nur zaghaft das eingeschrumpfte Erbe des Kurfürsten und Friedrichs des Großen mit allen Hoffnungen aufs Spiel, die er, der König, noch für die Zukunft im Herzen trug. Der beste Freund, mit dem er seine Sorge, zu innig und zu keusch für das Ohr auch der treuesten Staatsmänner, hätte teilen können, die holde Königin, war dahin. Auch läßt sich aus der Höhe des Thrones die Gärung rings und das Nahen neuer Zeiten nicht so übersehen, wie aus der Mitte im Volke selber. Er hat in Breslau am 3. Februar freudlos die Freiwilligen aufgerufen: „Es kämen ja doch keine“, bis ihm beim Gegenteil die Augen übergingen und er, der nur mit Tatsachen zu rechnen verpflichtet war, sah, daß ja gerade die Tatsachen da waren, und daß seine Ratgeber nicht zu viel behauptet hatten. Der König hatte wohl verhüten

müssen, daß der Sturmwind nicht zu früh aufbrauste, er hat ihn aber, Gott sei Dank, auch nicht zu spät entfesselt. Auch jetzt verlor er nicht den Kopf und jene richtige Schätzung des Gegners, die den Ausruf vom 17. März besonders auszeichnet, „große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde.“

Die Erhebung war aber doch lange und weitsichtig vorbereitet: Während der Feind mitten im Lande stand, durfte Preußen nur 42,000 Mann unter den Fahnen halten, aber durch sinnvollen Betrug, indem nämlich diese 42 möglichst oft wechselten, waren längst 150,000 drauß geworden. Welche französische Behörde hätte auch bei unseren pommerischen Dickköpfen den einen vom andern scheiden können? Sie sahen ja alle gleich aus: blau, blond und fade. — Und wenn weiter der Eroberer jedes offene Wort mit Tod bestrafen wollte, nun gut, man fand sich eben geheim zusammen, im Tugendbund zur Pflege moralischer Vervollkommnung und in anderen philosophischen und landwirtschaftlichen Kränzchen. So stak der Schmetterling der Freiheit in den merkwürdigsten Puppen. Wenn auch diese heimliche Art eigentlich dem Deutschen nicht liegt, der lieber mit gehobenem Bistier kämpft — es half nichts, und auch der Offenste von allen, Scharnhorst, mußte ein Verhehlter werden und, wie Siegfried, die Tarnkappe tragen.

Eins hat vor allem die Handlungen von 1813 bestimmt. Man fühlte, daß es sich in den Kämpfen nicht nur um die eigene Zukunft, sondern um die aller guten Menschheit handelte, deren besserer Teil der germanische, wenn sie überhaupt noch voran schreiten wollte, bis aufs Letzte zu verteidigen war. Der kleine nordische Staat Preußen war der vornehme Träger dieser Gedanken, und wie recht man hatte, ist nachher von der Wissenschaft erwiesen, die nicht mehr in Indien die Wiege und Quelle unserer Kräfte sucht, sondern sie im Norden gefunden hat, an den Küsten des deutschen Meeres und der Ostsee, woher seit Urzeit Ströme blonder Völker nach dem Süden drängten bis über die Alpen nach Griechenland und in Italien, wo sie zwei-, dreimal in der Geschichte eine glänzende Kultur schufen und diese so lange hielten, bis ihr helles Blut von der dunkleren Umgebung verbraucht, aufgesogen, oder verderbt worden war. Wenn sie aber nicht siegen sollten, diese Preußen von 1813, dann wollten sie, wie einst die letzten Goten, wenigstens mit Glanz zugrunde gehen. Solch ruhmreiches Ende wurde auf dem Thron und in der Hütte erwogen. „Wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen und werden ewige Freunde haben, weil wir sie verdienen,“ so hatte noch die Königin gesagt. Und Heinrich von Kleist sprach von der deutschen Volksgemeinschaft, „deren Dasein keine deutsche Brust überleben, und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll.“

Wenn man sieht, wie langsam nach der Erhebung 1813 das wurde, was man wollte, wie es bis zum August 1815, der Verbannung Bonapartes, noch zwei Jahre der Tränen und des Blutes

dauerte, — lernt man Geduld und Einsicht in die Widerstände, womit überhaupt das Gute zu rechnen hat, um sich durchzusetzen, bis endlich Blücher die Sendung ausgeführt hatte, an die er glaubte: die Vernichtung Bonapartes. Es ist etwas Dämonisches in den Männern jener Zeit, ein Getriebensein und gar nicht Anderskönnen. Sie taten nicht bloß ihre Pflicht und hatten Flug erlannt, was geschehen mußte, sondern sie arbeiteten mit dem Gefühl, mit der Jugend, die auch unter weißem Scheitel in ihnen brauste; es waren Naturkräfte, die menschliche Gestalt angenommen und z. B. die Blüchersche mit Impulsen gefüllt hatten, die man sonst vergebens hinter Haut und Haaren so hohen Alters sucht. Sie schufen aus dem Innersten heraus, es steckt dabei in ihnen, wie in Bismarck, etwas vom Künstler, der, was er klar vor seinen inneren Augen sieht, fieberhaft in diese Körper-Welt übersetzen muß. So war Blücher nicht bloß jener Feldmarschall, bei dem das „Drauf“ und „Druff“ nirgends in Reden, Briefen und Taten fehlt, sondern er ist geradezu die leibhaftige Verkörperung des ganzen Widerstandes Deutschlands gegen den Vergewaltiger gewesen. Jenes eine übergroße Talent des Verstandes in Bonaparte hat unser Volk mit den vielen Genies des Gefühles geschlagen: Engel mit dem Schwerte haben das Feld behauptet. — Blücher stand mit allem auf dem Kriegsfuß, selbst mit der deutschen Grammatik, und an Mängeln der Orthographie wetteiferte er mit der Frau Goethe, aber darunter dampft ein Geist und eine Natur, daß jene Fehler wie Risse im Boden nur Beweis dafür sind, wie sich vulkanische Kräfte dort unter der Erde regen.

Er hatte dabei genau dieselbe, wenn nicht noch größere persönliche Wirkung auf Menschen, als Bonaparte: Blücher und seine Husaren waren wie Kern und Schweif bei einem guten Kometen, die hingen zusammen und sausten, wie auf Gottes Gebot, gemeinschaftlich vorwärts, und wenn man meist nur von seinen Sprüchen erzählt, die doch jedesmal, was auch nur bei Künstlern der Fall ist, den Nagel auf den Kopf trafen, seine Briefe an die Frau ver-raten schon mehr, und die Worte gar, die der Greis beim Sieges-mahl auf Schloß Wartenburg plötzlich zu Scharnhorsts Gedächtnis sprach, der im Juni 1813 an seinen Wunden zu früh, aber nicht glücklos gestorben, fuhren wie Feuer und Flammen einher, daß der große Tote nie wieder so gefeiert worden ist. Bonaparte war Menschenkenner genug, um zu wissen, was ihm in Blücher gegen-überstand, er mitteilte den Feind, le vieux renard, diesen Blücher, der, — etwa so, wie Hermann in Kleistens Drama, mit erlaubter Harmlosigkeit die Todfeinde, die im Vaterland nisten, erst in Ruhe wiegt, bevor er sie erschlägt — zu Haus oder bei seinen Deutschen sich tolpatschig wie ein Kind geben und gar wunderlich zu seinen Soldaten sprechen konnte. — So war auch Blücher voller Güte und Liebe daheim, während er dabei den Mosjöh Bonaparte bis auf die Nieren durchschaut und die wundervolle Prognose gestellt hatte: „Laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl“; und unser

alter Fuchs, le vieux renard, hat dann ja schließlich auch die Gans gestohlen. Blücher wirkte elektrisch auf seine Umgebung und wirkte so über das Jahrhundert weg auch auf uns; es sprühte aus den 70jährigen Augen, zuckte aus allen Nieren und Winkeln, er wollte meist viel mehr, als er erkennen ließ, und hat allen zu verschweigen gewußt daß in ihm eigentlich Thor oder Donar, der Gott des Hammers, und Wotans, des Hohen, hohen Bruder, wiedergekommen war. —

Und wieviel gab es außerdem in diesen Jahren an guten und richtigen Plänen über Bodenrecht, Deutsches Recht, Volksverwaltung und Volksrat, da jene besten Geister das Land, um das sie kämpften, nun auch ein für allemal aufs Beste einrichten wollten. Vor den prophetischen Augen Steins, die man ein- und mehrfach für verrückt erklärte, stand schon 1812 die künftige Einheit Deutschlands fest. Daneben ist nicht alles gleich Wirklichkeit geworden, und während und nach dem Kriege haben Diplomatie und Reaktion, die Sicherheitskommissare und Federfuchser, wie Blücher schalt, vieles erstickt. Im Frieden von 1815 hat gerade Preußen am wenigsten von dem bekommen, was es verdient hätte, weil die Mächte sich vor der Zukunft dieses kleinen Volkes, das im Kampfe immer das erste war, fürchteten, besonders England, das in Abmachungen stets tüchtiger gewesen, als in offenen Schlachten; und das dem Sieger nicht den Lorbeer, aber den Lohn entriß. Daß wir überhaupt nach einem Siege leicht um den Segen zu bringen sind — die Erfahrung hat unser Volk 1870 gemacht, als die schamlosesten Gründer an seinem Mark und von den fünf Milliarden zehrten. — Nun, Gottes Mühlen mahlen langsam, der deutsche Staat, wie er nach Fichte, Stein und Arndt damals sofort hätte werden können, sollte noch nicht sein, es wäre auch zu viel des Glücks gewesen, uns Nachfahren mußte noch etwas Arbeit bleiben. So sind noch einige Testamente aus den Tagen von 1813 da, die erst zu öffnen und zu erfüllen sind.

Wenn man heute von Deutschem Idealismus redet, von Männern, denen die Gesichte des Landes so zu Herzen gingen, daß sie erkrankten, wenn das Ganze stöhnte, von Stein, den das Fieber packte, als Deutschland nach dem Frieden zu Memel 1807 von Echauern geschüttelt wurde — da lacht die Klasse wie über Gespenster; als ob man über Körner und Samen spotten dürfte, ohne die doch aus bloßer Erde keine Pflanze, kein Baum entstehen kann. — Wir Deutschen haben gewiß unsere Schwächen, sind oft nicht viel anders, als andere, und sind große Sünder, und haben doch einiges, was die anderen nicht haben: die hohen Merkmale der ario-germanischen Rasse, die ja vorderhand als der größte und wichtigste Teil unseres Volkes des Landes Geschick bestimmt hat, bestimmen wird und muß. Aber der lange Frieden, gute Fütterung und die Vermengung mit Rassen, die auf ihrem Zug von Ost nach West unsere Bahnen vom Norden kreuzten, haben den Deutschen Idealismus in Verruf gebracht, so daß er nun auch vielen von uns bloß

als vergoldetes Holz vorkommt, eine Papierkrone, ein Theaterkönigtum, ein leerer Gedanke, gedacht, ohne die Unterlage der Wirklichkeit. Längst daran gewöhnt, alles vom Handelsstandpunkt und vom eigenen Nutzen aus zu betrachten, ist es ja auch zum Haareraufen, wenn die Papiere eigensinnig an der Börse fallen: ob aber das Volk als Ganzes, ob Deutschland auf- oder abgeht, mag das Volk, mag Deutschland selber, und nicht mehr den einzelnen kümmern. So kann ohne besondere Kunst eine ganze Welt aufgelöst und in Grund und Boden verritten werden. Aber Deutscher Idealismus ist nicht Hirngespinnst, unpraktische Phantasterei, noch Architektur in die blaue Luft, sondern etwas durchaus Wirkliches; gerade er hat immer am klarsten die Verhältnisse erfaßt, unter dem Gesichtspunkte der Zukunft und Erhaltung von Volk und Rasse — in Ewigkeit! Dieser deutsche Geist ist das, was sich vom Weltgeist abgezweigt und unsere Rasse ausgesucht hat, um in und mit ihr das hervorzubringen, was Kleist in jene Worte faßte:

„Eine Gemeinschaft, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt; deren Dasein durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt worden ist; deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, gegen Freund und Feind gleich unerschütterlich geübt, bei dem Witz der Nachbarn zum Stichwort geworden ist; Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Uebermut zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüt gleich, bis auf den heutigen Tag, an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat; Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts, in dem Wechsel der Dienstleistungen, schuldig geblieben ist; die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab; Eine Gemeinschaft, die große Namen, wie der Lenz Blumen, aufzuweisen hat!“ Der Deutsche Idealismus geht wohl mit Körper und Eigentum, mit dem Stoff, frei, aber nicht willkürlich um, er setzt sie unter Umständen auch ein, um damit für sich und sie das Leben zu gewinnen. Man begreift, wie Bonaparte auf solchen Geist und seine Träger, die „Ideologen“ und Anarchisten, zu sprechen war, die, wie Stein und Scharnhorst, Volk und Jugend verführten. Da nun Worte für Dinge, die man nicht mit Augen sieht, ihre Schicksale haben und abgegriffen werden, so mögen Toren ruhig lachen — der Geist ist doch unvergänglich, er kann sich in andere Worte hüllen: Deutscher Jorn, oder was sonst — Name ist Schall und Rauch, die keine Himmelsluft umnebeln können, — zuletzt wird Deutscher Idealismus aller seiner Feinde innen und außen mit unsterblichem Gelächter gespottet haben.

Dieser ewige deutsche Geist kann auch nur zeitweilig im Strudel anderer Rassen und Völker vom sogenannten „Zeitgeist“, seinem größten Feinde in die Tiefe gedrückt werden, aber er geht

nicht ein und ist sich selbst so wertvoll, daß er allemal grade in Krisen zu munterster Lebensbejahung wieder aufersteht.

Wenn seine Stunde gekommen sein wird, tritt er aus der Erbärmlichkeit wieder heraus, glänzt tage-, wochen- und mondelang auf und taucht dann wieder zurück und lebt, als wäre er überhaupt nicht gewesen, verhehlt in freiwilliger Verbannung und Unterordnung in den Wenigen weiter, die keine äußeren Ehren und nur wenig zum Leben brauchen, die nur ihre Pflicht tun, und wenn sie das getan, auch mit gutem Gewissen gegangen werden können. —

Ich finde in der ganzen Natur nichts besseres, um den fast über allen Verstand gehenden Zusammenhang zwischen den großen Männern von 1813 und dem Volk zu veranschaulichen, als die geheimnisvollen Beziehungen, die zwischen Mutter und Kind herrschen, — die nur bei jenen noch tätiger, mehr zusammengefaßt erscheinen. Wenn auch diese Männer wohl wie Kinder oder Söhne zum Vaterland gehören, das sie gebar — ihre Liebe und Opferfähigkeit für das Vaterland übersteigt das Verhältnis des Kindes zu den Eltern und kommt eben nur dem stärksten und beseligendsten Lebensinstincte gleich, der im Weibe als mütterlich erhaltene Kraft wirkt. Die Liebe der Mutter zum Kind geht ja weit über die Liebe des Kindes zur Mutter hinaus, und eben nur mit jener läßt sich die Stellung dieser Männer zum Vaterlande vergleichen, das sie zu schützen berufen sind. Da rühren wir an tiefste Zusammenhänge. Wenn nämlich die Natur das Weib mit einem so hohen Trieb beschenkte, hat sie den Mann in anderer Weise dafür entschädigt, dem sie neben der Liebe zu den Seinen den gewaltigen Instinct für das Ganze, für Volk und Rasse, einpflanzte, ein Instinct, dem an Stärke und Opferwilligkeit bis in den Tod unter allem Lebenden eben nur der weibliche mütterhafte Trieb die Wage hält. Wenn nun das Weib als die bis zum äußersten entschlossene Schützerin der Kinder, der Mann aber als der vor sich selbst vereidigte Träger des Volks- und Staatsgedankens erscheint, wenn beide sich für das ihnen Anvertraute zu opfern bereit sind, das Weib für die kleine Brut, der Mann für das große Ganze, so steckt dahinter in Wirklichkeit das weiseste Gesetz der Arbeitsteilung. — Aber während man wohl ohne weiteres bei jeder Mutter ein Unbegrenztes voraussetzen kann, das sie für ihre Kinder zu tun fähig ist, ist der entsprechende Opfergeist für das Vaterland bei den Männern vielleicht heute noch nicht oder nicht mehr so verbreitet; er muß oft von den wenigen, die ihn haben, andern erst anbefohlen oder mitgeteilt werden. Und doch hängt schließlich das ganze Sein eines Volkes von diesen Trieben ab, die den Mann wie mit Blutsbanden mit dem Ganzen verknüpfen, und die vor allem bei Völkern, denen noch nicht jede Segnung der Kultur zugänglich wurde, in natürlicher, kostbarer Stärke herrschen. Je mehr aber die Menschen sich ausgehend welchen Gründen einer vom andern trennen, je besser oder geistvoller es einzelnen geht, die nun für sich ein kleiner Napoleon, eine selbstherrliche, unverantwortliche Miniaturwelt sein wollen —

um so rascher verkümmern die wertvollsten Triebe, die alles Wohlstandes, aller Bildung, Kunst und Kultur natürliche Grundlagen sind. Aber an einer Stelle unseres Volkes, da wird dieser hohe, selbstverleugnende Geist mit vollem Bewußtsein gezüchtet und sogar im Frieden das eigene Leben wie etwas Selbstverständliches hingeopfert, in unserem Heer und in unserer Flotte, wo auf dem Schiff, das ein Unglück trifft, Offiziere und Leute, als wäre es gar nichts, miteinander in die Tiefe fahren, wo sie ihr junges, kraft- und arbeitsfreudiges Leben — wir haben es am Rhein im Sommer mit innerem Jubel auf den dunklen Böten gesehen — lassen, weil es ihnen nicht der Güter Höchstes ist: Helden der Pflicht, die durch ihren Tod die Zukunft deutscher Gattung mit garantiert haben.

Und wer im Antlitz unserer Zeit tiefer zu lesen versteht, der weiß, daß edles Blut, das solchen Geist trägt, auch sonst noch da ist. Ein Jammer, daß dies Gedenkjahr von Wildenbruch nicht mehr erlebt war, bei dessen schicksalskündenden Versen, am 1. Januar 1909, einem förmlich der Atem stille stand. Das war einer der großen, sorgenden Seher, der sich wieder aus der Verborgenheit hervorgewagt und erkannt hatte, um was es sich im November 1908 für Kaiser und Reich gehandelt. Den zweiten hat es jüngst gegeben, Daniel Frymann, dessen schlichter Name einen Mann aus hohem Deutschen Adel decken soll, mit seinem Buch für hoch und niedrig „Wenn ich der Kaiser wär“, eine heilige Schrift, die als Wunderlichkeit verschrieen, doch für kommende Not aufgespart scheint, ein Buch, wo endlich einmal ein Mann deutsch auch über das unverantwortliche Treiben der sozialdemokratischen Volksverführer redet und unerschrocken den Tatsachen ins Gesicht sieht.

Die Reservoirs eines heiligen, rettenden Geistes beginnen zu strömen und unsere Fluren leben auf. Andere werden folgen, immer dringlicher, bis jedem einzelnen unter uns endlich, endlich klar geworden ist, was zum Heil des Ganzen nach innen und außen not tut. Es sieht ja auch nicht wie Zufall aus, daß gerade unsere schweren Zeiten immer dafür gesorgt haben, daß beim nächsten Mal sofort wieder die richtigen Männer erschienen. Scharnhorst und Stein wurden mitten im Siebenjährigen Kriege geboren und waren dem ersten Napoleon gegenüber prompt zur Stelle; aber schon während der hundert Tage Napoleons in Paris sang eine deutsche Mutter auf dem Lande das Lied über der Wiege dessen, der das Fürchten nicht lernen und später mit dem Vater aller Lügen selber, mit Napoleon III. anbinden sollte — der Sohn des Jahres 1815, dessen Taten im Kriege von 70 reisten, und der jetzt unter den Eichen im Sachsenwalde schlummert. Wir hoffen, daß auch in der Zeit von 1866 bis 70 richtig gefät worden ist, um in künftiger Not unserem Kaiser die Helfer auch mitten aus dem Volke erstehen zu lassen.

Und wenn wir von 1813 auf heute schauen, es ist viel, außen und innen, was uns mit Sorgen erfüllt. Noch fauchen unsere Esen, noch wird Korn in die Furchen gefät, das wir im Frieden

ernten möchten, vielleicht? denn Mars regiert die Stunde. Der Streit am Balkan war ein Zucken ferner Blicke, eh' sich die Wetter über uns zusammenziehen. Jetzt herrschen unheimliche Stillen vor dem Sturm. Den Engländern sollen wir überall in der Welt die Kreise gestört haben, während sie uns immerzu bloß wohl wollen, — nun, mit denen gäbe das immer noch die natürlichste und sympathischste Kauferei, die vielleicht eben einmal ausgetragen werden muß; aber in Frankreich wird mit Rache gekocht, und der Osten, Slaven und Mongolen, lauern auf die Stunde, uns durch die Wucht der Zahl zu erdrücken. Gegen diese Feinde jeden einzeln aufzukommen, wäre nichts, doch viele Hunde waren schon öfter des Hasen Tod. Inzwischen aber schlagen und plagen wir Deutsche uns um Glaubensfragen, sammeln Geld, Zeug und Bücher für die Opfer fremder Aufstände, Erdbeben und russischer Progrome, statt zunächst uns selber hier auf Erden zu helfen; und mißleitete Frauen, die einst als die ersten den fremden Tieren und Paschas zum Opfer fallen, arbeiten Hand in Hand mit weiblichen Friedensmännlein an der Verweichlichung des Vaterlandes und an der Beförderung der allgemeinen chronischen Knochen- und Hirnerweichung. Und innen glaubt man oft in einen wahren Hexenkessel à la 1789 zu sehen, wenn all die schönen Phantome, die darüber schweben, mal einen Augenblick vor dem Wind verfliegen: das Gleißeln der großen Städte, wo des Landes Kraft zu Sünde und unfruchtbar wird, die Grund- und Bodenverschuldung, das römische Buchstabengesetz, eine Trug-, Pump-, Schein- und Wunderwelt —, die wie der Mummenschanz Mephistos in der Kaiserpfalz im zweiten Teil des Fausts mit Katastrophen enden möchte.

Wie seltsam ergreifen da Goethes Verse, die Klage um jenen Fürsten, der von bösmilligen „Freunden“, die sich seinem Throne nahen, verraten, gestürzt und allem Spuk und „Flammenspiel“ überliefert ward:

„O ewig unglückselige Nacht,
 Was hast Du uns für Leid gebracht!
 Verkünden wird der nächste Tag
 Was niemand willig hören mag;
 Doch hör' ich aller Orten schrein:
 Der Kaiser leidet solche Pein!
 O wäre doch ein Andres wahr!
 Der Kaiser brennt und seine Schar.
 Sie sei verflucht, die ihn verführt,
 In harzig Reis sich eingeschürt,
 Zu toben her mit Brüllgesang
 Zu allerseitigem Untergang
 Des Sammers Maß ist übervoll
 Ich weiß nicht, wer uns retten soll.
 Ein Aschenhaufen einer Nacht
 Liegt morgen reiche Kaiserpracht.“ —

Und ob es nun dieses Jahr ist, oder eines der nächsten, genug, wir sind vor die Pforten geführt, die zu Himmel und zu Hölle, zum Leben und zum Tode gehen. Welchen Weg wir wählen, hängt allein von uns ab, denn auch für Völker gilt der Satz: „Jeder ist seines Glückes Schmied“.

Mich hat immer in der Geschichte Roms der Tacitus ergriffen, der schon im ersten nachchristlichen Jahrhundert aus den Zeichen der Zeit den erst 300 Jahre später wirklich erfolgten Zusammenbruch seines Vaterlandes erkannte. Aber angesichts dessen hat er doch seine Pflicht getan und tauben Ohren gepredigt — nicht einen Augenblick untreu der inneren Stimme und seinem Beruf zur Warnung. Freilich mag ihm gedämmert sein, daß das Welterbe jetzt dem edelsten Menschenvolke anheimfallen würde, das die Erde zu bieten hatte, den schier unerschöpflichen Zügen des ario-germanischen Nordens. Einen solchen Trost in Tränen haben wir nicht. Was aus der Masse der Völker einst unsern Besitz antreten kann, wird davon nichts weiter bilden können, sondern nur vercludern und verwüsten, was wir geschaffen. *Après nous le déluge*, — um das Totenbett des deutschen Volkes werden einst nur unwürdige Erben herumstehen, Faust und die Lemuren: Die Zukunft der Menschheit ist dann tot. — Darum handeln wir zugleich auch für die andern mit, wenn wir uns ihnen mit allen Mitteln recht lange zu erhalten suchen. Was wäre die Welt, was wären die Völker ohne Deutschland? Sie würden uns gern, sagte einmal Hebbel, wieder mit ihren Nägeln aus dem Grabe fragen, wenn wir erst drin liegen. — Aber soweit dürfen wir es gar nicht kommen lassen.

Es wird heute für uns sehr schwierig sein, die richtige Schlagkraft zu entwickeln. Die Zahlenverhältnisse haben sich verschoben, die fünf Millionen, die völkisch besser ausjeglichen, 1813 in Preußen wohnten, ließen sich einheitlicher und leichter zusammensassen, als die 40, die Preußen 1913 birgt, und gar die 70 des gesamten Deutschlands. Und doch muß es sein! es wird aber auch in der Zentrale, in der königlichen Leitung eine kolossale Spannung aufgespeichert sein müssen, viel mehr, als je zuvor preußische Könige anzusammeln brauchten, damit auch heute ein fester Wille den gewaltig ausgedehnten, rassistisch vielfach verunreinigten und durch politische und wirtschaftliche, oft erst künstlich geschürte Gegensätze gelockerten Volkskörper bis in die fernsten Enden durchjuckt und zum Mitschwingen bringt. Gegen eine solche vollkommene Mobilmachung unseres deutschen, im Kern noch germanisch gestimmten Volkes, das, wie sein Kaiser, den letzten Blutstropfen zu geben und innen und außen endlich klare Bahn zu schaffen entschlossen ist, — da wäre freilich dann alles andere wehrlos, und wir sind es, die am Schlusse Fanfare blasen lassen.

Lassen Sie uns dem, was da kommen mag, entgegenschreiten in dem Glauben, daß es doch nicht das letzte für unser Volk sein kann. Wie unsere Väter 1813, wissen wir, daß auch wir eine Aufgabe vor uns haben. Wenn sich die staatenbildende und er-

haltende Kraft der Menschheit jetzt dahin zurückgezogen, von wo sie einst ausging, in das Ursprungsland der Germanen, an die Küsten der Ost- und Nordsee — so wird sich immer enger zur Abwehr gegen alles Fremde zusammenballen müssen, was bei uns blutsmäßig noch zusammengehört, und wie Preußen jetzt das ganze Reich, wird das von der germanischen Rasse bestimmte Deutschland einst den gewaltigen nordischen Staatsbund zu leiten haben, auf dessen Bildung unsere Feinde so energisch hinarbeiten.

In 100 Jahren weiter, wo man wieder an Bonaparte denkt, der sich zu furchtbar in die Geschichte Deutschlands eingegraben —, sollen Kinder und Kindeskinde auch von uns sagen, daß wir die Zeichen, die Walvater schickte, den Flug der Adler, gedeutet, daß wir uns vorbereitet und den wahren preussischen und deutschen Geist wie die Schale des Grals durch dunkle Zeiten kommenden Geschlechtern entgegengetragen haben.

Die vaterländischen Gedanken haben einst an unseren Hochschulen am stärksten geflammt; von dort breiteten sie sich aus über Deutschland, eine Jugendweihe, vor der der alternde Bonaparte ohnmächtig war, wie der Winter gegen den Frühling. Unsere junge Garde wußte, daß es aufs Ganze ging, und sie wird es wieder wissen, wenn der Mann, der an des Volkes Spitze die Verantwortung für uns zu tragen hat, wenn der Kaiser und König sagt: jetzt ist es Zeit. Dann wird Deutschland die Ketten sprengen, die es von Jahr zu Jahr unseliger umspannen, wird innen und außen abrechnen und wird nach 1648 und 1806 wohl einer dritten Noth, aber auch einer endgültigen völkischen Erneuerung entgegengehen. Wir haben immer erst Verzweigungen gebraucht, um ganz wir selber zu werden und um jene Hilfsquellen sprudeln zu lassen, wie sie in solcher Fülle keinem Volke der Erde sonst zu Gebote stehen. Andere lähmt die Gefahr, uns macht sie frisch. — Es scheint wohl hart, daß man vielleicht schon bald gerade unser Bestes fordern wird, einen Theil der Jugend, statt daß sich hüben und drüben, innen und außen, die Greise gegenseitig abschlachteten, aber wo es um Höchstes geht, darf auch nur Höchstes eingesetzt werden, nicht die halb schon Toten, die Schlacken, nein, die noch ganz Lebendigen sind zur Entscheidung berufen, die jungen Preußen und die Männer im Feuer der Jahre. So soll all unsere Sorge um die Zukunft sich an die sieben Bitten des deutschen Vaterunsers als die schlichte achte schließen, in dem Gebet, daß Gott der Herr es unserm Land zur rechten Zeit an rechten Männern und an rechter Jugend nicht möge fehlen lassen. —

*

*

*